

Nr. 245. Bromberg, den 22. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(4. Fortsetzung.)

Hortense überquert ein paar Brücken und taucht in dem Häusergewirr der Altstadt unter. Dann kommt sie wieder an einen stillen, ruhigen Platz. Ein altes Patrizierhaus mit spitzem Giebel überragt die niedrigere Umgebung. Der Platz liegt in der Sonne, und neben der Tür des alten, großen Hauses stehen rechts und links weißgestrichene Bänke, von schwarzroten Markisen überspannt. In vergoldeten Buchstaben spannt sich das Wort „Bankhaus" über den Querpfosten der Tür. Als Hortense auf das Haus zuschreitet, bemerkt sie im Schatten der Orangenbäume neben der Tür einen Fremden. Ein Engländer wohl. Sein graukarierter Anzug ist vom neuesten Schnitt. Die Hände halten eine englische Zeitung, über die sich der schmale Kopf beugt; wie in das Fleisch gemeißelt sind die schweren Falten des braungebrannten Gesichts, dessen Ausdruck gleichgültig wie die Pflastersteine zu sein scheint, über die Hortenses Fuß hinweggeht. Er ist in seine Lektüre so vertieft, daß er sie gar nicht beachtet. Sie betritt den kühlen, düsteren Bankraum. Feierliches Dunkel um die schwarzen Möbel — halblautes Sprechen der wenigen Angestellten — an der Kasse ein versilbertes Gitter. Sie steht davor.

„Ich bitte, mir diese Anweisung einzulösen!"

Sie reicht das Papier dem Kassenbeamten hinein, — er prüft es. Geht in die hinteren Räume der Bank. Kommt mit einem Bündel Banknoten zurück, die er Hortense aushändigt . . .

Sie tritt aus der Bank auf den Platz. Die Sonne blendet, da steht der graukarierte Kavalier neben ihr.

„Guten Tag!" sagt er mit fremdem Akzent, aber leidlich gutem Deutsch. „Haben Sie da drin Geld geholt?"

Hortenses Mißtrauen erwacht. Sie hält die Tasche mit den Banknoten fest an sich gepreßt:

Der Fremde lacht, daß seine Zahnreihen blinken.

„Keine Angst! Ich bin kein Bankräuber, my baby."

„Was wünschen Sie denn von mir?"

„Ich wünsche, Ihnen aufzufallen!"

Hortense bekommt große, erstaunte Augen. Steht ein Verrückter vor ihr?

„Aufzufallen!" wiederholt der Engländer. „Ich möchte nämlich mit Ihnen da hineingehen zu diesem Direktor der Bank. Dort legen Sie das Geld auf den Tisch, das Sie bekommen haben. Und ich lege das meinige, das ich hier geholt habe, daneben. Und dann sage ich Verschiedenes. Aber ich muß einen Zeugen dabei haben . . . Das Geld, das wir beide heute bekommen haben, ist falsch . . ."

Hortense erschauert. Falsches Geld? Sie schaut den Engländer prüfend an. Aber er macht ihr den Eindruck eines sehr soliden Menschen.

Aber noch immer zögert sie.

„Nun, wie Sie wollen!" meint der Fremde. „Behalten Sie das falsche Geld!"

„Nein — ich denke nicht daran!"

„Dann kommen Sie bitte mit!"

Sie gehen ins Haus und suchen die Tür zum Privatkontor des Direktors. Der Angestellte im Vorzimmer bedauert: Der Direktor sei im Augenblick nicht zu sprechen. Aber der Engländer macht eine unmißverständliche Handbewegung — und der Angestellte öffnet die Tür.

„Erlauben Sie" — der Graukarierte geht voraus, während Hortense folgt.

„Was ist denn los?" schreit Herr von Sanden und springt hinter dem Schreibtisch hervor. Aber die Doppelpistole, die ihm aus der Rechten des Engländers entgegenblinkt, bringt ihn sofort zur Ruhe.

„Ruhig und höflich!" befiehlt er. „„My boy — Sie sind mir ohnedies schon lange Rechenschaft schuldig."

Sanden ist erblaßt. „Irving", stammelt er fassungslos, Lord Irving . . ."

„Ja, Lord Irving, der sich erlaubt, Ihnen heute einen Besuch zu machen. Zunächst haben Sie die Freundlichkeit, der Dame und mir die Anweisungen zurückzugeben und dabei ohne Widerrede das falsche Geld wiederanzunehmen, das Ihre Bank uns gegeben hat."

Die höhnischen Worte und der kalte, entschlossene Blick des Engländers ersticken Sandens übliche Dreistigkeit im Keime. Verstellt er sich, oder ist seine Entrüstung echt, denkt Hortense — denn entrüstet genug erwidert Sanden:

„Ich hatte keine Ahnung, daß falsches Geld unter meinem Dache ist. Ja ich bin Ihnen dankbar für die Entlarvung . . ."

„Kenne Ihre Dankbarkeit . . . Ihre Füße als Sprachlehrer jahrelang unter meinen Tisch stecken und dann mit meiner Tochter Juliane durchbrennen . . . ich möchte Sie über den Haufen schießen, wenn mir das Pulver nicht zu schade wäre . . ."

Hortense sieht das schlecht verhüllte Erschrecken Sandens . . . Juliane . . . also keine Kurländerin aus altem Geschlecht, sondern die Tochter dieses Mannes, Opfer oder freiwillige Genossin eines Abenteurers, aus dessen Fesseln sie vielleicht nicht mehr entrinnen kann. Wenn Louis Ferdinand das wüßte . . . Und übrigens, wenn dieses Geld falsch ist, so muß er doch ebenfalls falsches Geld erhalten haben. Er, Arm in Arm mit der Frau eines Geldfälschers! Welches entsetzliche Bild!

Hortense ist in diesem Augenblick kalt entschlossen, wenigstens zu erzwingen, daß die Angelegenheit unter vier Augen abgemacht wird. Sie mischt sich ein. — Der Ausruf Sandens in diesem Augenblick: „Ich habe nichts von dem falschen Geld gewußt!" gibt ihr Gelegenheit dazu.

„Ich schlage vor, daß Herr von Sanden Ihnen und mir eine schriftliche Erklärung abgibt, daß er von der Fälschung nichts gewußt habe", — ich muß doch den Prinzen vor übler Nachrede unbedingt sichern, denkt sie —, „und daß er sich verpflichtet, Prinz Louis Ferdinand persönlich davon zu benachrichtigen, daß er falsches Geld ausgegeben hat. Seit wann übrigens?"

Sanden lächelt verlegen: „Ich sagte ja, daß ich nichts davon wußte. Ich bin selbst ein Opfer!"

„Netter Bankdirektor!" Der Engländer sieht Hortense mit durchbohrendem Blick an. „Es ist zu spät", er blickt auf den Schreibtisch, „da liegen ja unsere Anweisungen, her damit!" Er reicht Hortense die ihre. Hier — bitte! Ihr Geld legen Sie da auf den Tisch. Es kommt nicht weg. Und nun farewell my baby; ich habe nun mit diesem Herrn noch privat und allein zu sprechen."

Hortense geht mit einigen mehr geflüsterten als gesprochenen Abschiedsworten rasch zur Tür hinaus.

Angstvoll geht ihr die Szene in dem dunklen Bankhaus wie ein Gespenst nach. Sie wagt zu keinem Menschen davon zu sprechen. Wie hat sie überhaupt mit ruhigem klaren Gesicht am selben Abend am Flügel sitzen und mit Louis Ferdinand konzertieren können . . .? Nur zu ihm hat sie in abgerissenen Sätzen von ihrem Erlebnis gesprochen. Sie erinnert sich noch, wie erschrocken er sie anfuhr, gegen jedermann davon zu schweigen. Lediglich dem Polizeidirektor, zu dem er mit ihr nach dem Konzert fuhr, mußte sie genau Auskunft geben. Dort hatte sie zu ihrem Entsetzen noch folgendes erfahren: nach ihrem Weggang aus dem Bankhaus war längere Zeit später ein Schuß gefallen, und da die Bank über Mittag geschlossen war, so hatten die Nachbarn nachgeforscht und den Sanden in seinem Zimmer tot aufgefunden. Der graukarierte Fremde war spurlos verschwunden gewesen.

„Die Sache ist überhaupt reichlich dunkel", meinte der Polizeimeister, „war nun der Fremde ein Feind des Sanden oder sein Komplice? Gehört er zu den internationalen Betrügern, die in Europa ihr Unwesen treiben, und hat hier ein Komplice den anderen ausgelöscht? Sonderbar war jedenfalls, daß meine Beamten in den Banktresors nicht nur eine Menge falsches Geld, sondern auch Geheimpläne fanden, aus denen hervorging, daß Sanden ein Spion gewesen ist, der — vielleicht mit Hilfe seiner Frau, die ja auch verschwunden ist — Dinge trieb, die ihn ohne weiteres vor ein Kriegsgericht gebracht hätten, lebte er noch. Der Graukarierte nannte sich Lord Irving, sagten Sie! Vielleicht ist auch dieser Name eine Maske. Mehr darf ich nicht sagen, um die Unterredung nicht zu stören." Er verneigt sich vor Louis Ferdinand: „Ich werde natürlich im weitesten Maße dafür sorgen, daß die Ew. Hoheit so peinliche Sache verschwiegen bleibt — falls eben nicht Se. Majestät, der König, einen Sonderbericht einfordert."

Hortense blickt Louis Ferdinand an und bemerkt eine seltsame Erschütterung in seinem Gesicht. Dieser Schuß aus dem Dunkel, der den Abgrund aufriß, an den ihn sein sorgloser Leichtsinn geführt hat, war viel mehr als nur ein Verbrechen, er war der Zusammenbruch eines Glaubens an die Menschen seines Vertrauens, das sich so gern und leicht erschloß . . .

Hortense sieht dieses müde Gesicht eines Enttäuschten auch in den Wogen des Balles vor sich, sie sieht es überall zwischen lachenden Mienen gespenstisch auftauchen, obwohl Louis Ferdinand — sie weiß es — nicht da ist.

Spiel — Tanz — Maskerade — das Kostümfest ist losgebunden. Es zieht mit flatternden, bunten Papierschlangen durch das Berliner Opernhaus. Die Königin hat mit ihrem Hofstaat die Herrschaft des Tanzes feierlich angesagt und bestätigt; sie hat den Tanzsaal, geführt von einem Prinzen, abgeschritten und damit dem Brauch Genüge getan. Der Prinz Übermut ist in seine Rechte eingesetzt . . .

Hortense sieht geheimnisvoll aus in ihrem roten, indischen Kostüm mit den klappernden goldenen Armbändern und sie kann sich trotz ihrer gut sitzenden Gesichtsmaske nicht vor Neugierigen retten, die immer wieder raten, wer sie wohl sein mag. So schwebt sie, kaum daß sie den Saal betreten hat, gleich vielumworben zwischen den Tausenden im Walzerschritt einher. Das Tanzgewoge im Saal ist eine Riesenwelle voll Fröhlichkeit; und der Sekondeleutnant v. Lützow, der mit Achaz in einer Loge beim Wein sitzt und eben das zwölfte Glas Rüdesheimer schmeckt, ist der Tollsten einer. Hat er doch gerade im Saal einem Landjunker unbemerkt ein Papier auf seinen rückwärtigen Domino geheftet, auf dem er als Baron von Bombast, Schloß Glücksborn im Hinterwalde, bezeichnet und als Minister Seiner Hoheit, des Königs von Cimborasso, noch besonders benamst ist. Der Herr Landjunker strahlt in seinem Glücksgefühl, da ihn alles umschwenzelt und beschmeichelt und kennt, und nennt die Berliner die höflichsten Menschen von der Welt . . .

„Prosit!" Es ist der dreizehnte Riesenschluck, den Lützow in seinen mächtigen Brustkasten hinabstürzt. „Ich vergaß, dir zu erzählen, daß ich von der Garde zum Kürassierregiment von Reitzenstein in Tangermünde versetzt bin."

„Mißliebig?"

„Na — so ungefähr! Ich bin zu patriotisch. Hauptsache, wir sind dadurch Nachbarn geworden! — Prosit!" Und das vierzehnte Glas sendet seinen goldenen Inhalt duftend in die durstige Kehle des Kriegsmanns, der mit der Faust auf den Tisch schlägt und plötzlich losschimpft: „Verdammte Schluderei!"

Zum Glück setzt die Kapelle gerade wieder mit ein paar lärmenden Akkorden — Einleitung zu einem neuen Walzer — ein, so daß niemand die Lützowsche Kriegserklärung an den Minister Haugwitz hören kann.

„Der Kerl muß weg!" — grollt seine erboste Stimme hinterdrein.

„Aber ich fürchte, er sitzt zu fest. Er nistet förmlich im Vertrauen des Königs. Oder meinst du nicht?"

„Vielleicht kommt es bald anders."

„Wie meinst du das?"

„Es gibt Krieg . . ."

Das Wort ist leise gesprochen, aber es ist, als poltere es wie eine Lawine in die Fröhlichkeit.

„Krieg!? — Mal drauf anstoßen!" sagt Lützow. „Dann will ich mich noch richtig austanzen, aber ich glaube nicht an Krieg."

„Du wirst sehen."

„Woher weißt du das so genau?"

„Ich habe eine Eingabe an den König gerichtet und ihn gebeten, mich in Kriegsfall wieder bei meinem alten Regiment einzustellen. Aber er hat abgelehnt. Den Kriegsfall aber hat er nicht dementiert."

„Abgelehnt! Einen solchen Reiter!"

„Ich verstehe deine Empörung. Aber es ist nun mal so. Ich hätte mit meiner Kundschafterei hinter seinem Rücken gegen seine Politik gearbeitet, genau wie Louis Ferdinand. Solche Leute könne er nicht brauchen."

Lützow steht auf und legt die Hand auf Achaz' Schulter. „Gräme dich nicht darum, mein lieber Achaz, deine Stunde kommt auch noch!" — Er geht, und Achaz sieht ihn im Maskengewoge verschwinden.

Er bleibt in der Loge allein. Und es ist ihm mit einem Mal, als trenne ihn eine Scheidewand von den Jubelnden da draußen. Seltsam — er empfindet nicht die innere Leichtigkeit, die zu einem Flug in die Fröhlichkeit notwendig ist; etwas Unbekanntes, Drückendes lastet auf ihm. Er grübelt vor sich hin, trinkt ab und zu einen Schluck vom goldenen Rüdesheimer, denkt an Louis Ferdinand, an Birkholz, an — ja, vor allem an Juliane. Auf dem Konzert war sie gestern nicht . . . sollte sie heute auf dem Ball zu finden sein? Er blickt in den Saal. Gerade tanzt die rotseidene Inderin mit Lützow unter seiner Loge vorbei. Der Figur nach könnte sie es sein. Er beobachtet eine Weile das Tanzgewoge und will gehen. Da erscheint Lützow mit der Rotseidenen am Arm an der Logentür, führt sie herein, und sagt? „Eben wurde bekannt: „Für alle Offiziere erhöhte Bereitschaft!" Ich muß weg. Du hast recht. Es liegt etwas in der Luft. Ich überlasse die Dame deiner Gesellschaft."

Ein rascher Händedruck. — Achaz ist mit der Rotseidenen allein . . .

Er ist gespannt, ihre Stimme zu hören. Dieser Wuchs, die Anmut der Formen, die Haltung — es muß Juliane sein. Er fiebert — da nimmt die Dame die Maske ab — es ist die Geraldi.

Achaz ist betroffen.

„Sie haben eine andere erwartet", sagte sie lächelnd. „Ich seh es Ihrem Gesicht an."

(Fortsetzung folgt.)

Begegnung im Dunkeln.

Erzählung von Otto Gmelin.

Ich glaube, daß jeder mir zustimmt, der ein Stück Leben hinter sich gebracht hat und angefangen hat, sich über dieses Leben Gedanken zu machen, wenn ich sage, daß es da mit unserer lächerlich engen Vernunft keinen Einblick gibt und daß wir trotz aller Wissenschaft rein nichts wissen und im Dunkeln tappen. Wir kennen die Mächte nicht, die uns lenken, und wissen nicht, wozu sie uns gebrauchen, und sobald wir ein wenig darüber nachdenken, geraten wir in Untiefen, in denen wir zu versinken Gefahr laufen.

Nie ist mir dies deutlicher geworden als bei der Begegnung, die ich mit einem unbekannten Menschen in einem kleinen norddeutschen Städtchen hatte, in dem ich ungefähr sechs Wochen lang mich aufzuhalten gezwungen war. Es war eine sehr gewöhnliche Umgebung, wo er meinen Weg kreuzte, nämlich in einer kleinen Weinkneipe, in der ich aus lauter Trägheit und Langeweile fast Abend für Abend saß, trank und rauchte. Ich muß gleich gestehen, daß dies sonst nicht meine Art ist, aber irgend etwas Schweres und Lähmendes hatte mich befallen — jeder wird solche Zustände an sich selbst schon beobachtet haben —, das mich dorthin trieb.

Ich saß in der einen Ecke an der Rückwand des kleinen Raumes; in der anderen, neben einem Fenster, das auf den Hof führte — dies muß ich für das Spätere gleich jetzt erwähnen —, saß meist der Unbekannte, ein schwerer, großer dunkler Mann, ein Hüne, mit kleinen, wie mir schien, traurigen Tieraugen. Sehr deutlich habe ich ihn nie gesehen. Meist brüllte das Radio um uns und über uns; der Rauch umwölkte alles und dämpfte das an und für sich schon trübe Licht. Der Unbekannte mochte ein Fünfziger sein, und ich mutmaßte, als ich ihn wieder dort sah, daß er einer jener Spießbürger sei, die ein böses Weib zu Hause haben, denn solcher Art scheint mir oft das Schicksal hünenhafter Männer. Zuerst widerstrebte etwas in mir dem Fremden; aber, wie es zu gehen pflegt, weil wir uns mit solcher Regelmäßigkeit gegenübersaßen, gewöhnte ich mich so an seinen Anblick, daß er dazu gehörte.

Manchmal waren verhältnismäßig viele Gäste da, die in den getäfelten Nischen saßen, vielfach Paare, die sich die Hände hielten oder sich Zeichen seligen Einverständnisses gaben. Dann war außer dem Rauch und dem trüben Licht ein leises und unregelmäßiges Gesumme da, das die Luft noch schwerer und dichter machte. Und um das Gewebe, das um uns lag, noch zu verdichten, surrte und dudelte meist das Radio über uns hin. Die zarten, schmiegsamen Tangos schwebten durch den Raum und gaben eine wehmütige Erinnerung an süßes Leben, das ungenossen fern verrauschte. In allem dem saßen wir, ich und der Hüne, vor unseren Gläsern und bei unseren Zigarren in einer sehr tiefen und undurchdringlichen Einsamkeit. Wenn einmal sein Platz leer war, so fühlte ich mich noch viel einsamer und gar verlassen, und obwohl wir nicht ein Wort zusammen sprachen, wurde er mir zu einem Gefährten, und ich vermißte ihn ungern. Wenn ich spät nach Hause ging, durch die schweigenden, holprigen Straßen, wo mein Schritt hallte, unter flimmernden Sternen oder jagenden Wolkenungetümen, dachte ich, warum er wohl immer da säße und was ihn dazu trieb, was sein Schicksal sei, das auf so fremde Weise das meine berührte, so daß wir beide, keiner vom andern etwas wissend, uns wochenlang fast Abend für Abend gegenübersaßen. Ich war also gleichsam in sein Leben eingefügt, und sei es nur als die undeutliche, bildhafte Erscheinung, die seine Augen aufnahmen.

Aber auch umgekehrt war er in mein Leben eingefügt. Und da tauchte dann in mir der spielerische Gedanke auf, dieser Mann sei vielleicht nur meinetwegen da. Er hatte sein ganzes Leben leben müssen, so wie er es gelebt hatte, seine Kindheit, seine Jugend und sein Mannesalter, damit er mir begegnete und ein klein wenig, wirklich nur ein klein wenig, mein Weltbild, mein Dasein forme und beeinflusse. Natürlich war es mir klar, daß es eine freche Anmaßung meinerseits war, so zu denken; ich war mir klar, daß es nur eine spielerische Extratour meiner Gedanken war, denn genau mit demselben Recht oder Unrecht hätte andererseits auch er, der fremde Gast, dasselbe von mir denken können. Dann also wäre, von ihm aus betrachtet, mein eigenes Dasein nur ein ungeheurer Hilfsapparat für die Entwicklung seiner Seele gewesen. Nur für ihn, für diesen Unbekannten, von dem ich nichts wußte, hätte ich soviel Krankheit und Qual erdulden müssen, nur für ihn mich so mühen müssen. Denn wäre auch nur die kleinste Kleinigkeit anders gewesen, so wäre alles anders gewesen und anders geworden. Für ihn, von dessen Existenz ich bis vor kurzem noch nicht einmal etwas ahnte, war ich über Ozeane gefahren, hatte Urwälder durchzogen und war über Steppen geritten. Für ihn hatte ich glücklich oder unglücklich geliebt, für ihn hatte ich gehungert, gedarbt, gearbeitet, aber auch mit Menschen gekämpft und die Schwierigkeiten besiegt. Und seinetwegen endlich war auch jene schwere und lähmende Stimmung über mich gefallen, ohne die ich nicht in dieses Lokal gekommen wäre. Alles nur, damit er mich sehen konnte an all diesen Abenden und aus meinem Gehabe und meinen Zügen, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu werden, etwas in sich aufnehmen zu können, Gutes oder Böses, Schönes oder Häßliches, aber jedenfalls unendlich Kleines, Winziges und doch Notwendiges.

Ich muß gestehen, daß mir dieser Gedanke, mein Leben diene ihm, gar nicht so unangenehm war. Denn er brachte mich aus meiner Vereinzelung auf einmal in einen Zusammenhang. Es war jedenfalls kein Grund vorhanden, mich selber wichtiger zu nehmen vor Gott oder der Vorsehung als irgend einen, und vielleicht war jener fremde Gast vor himmlischen Maßen, wenn ich mich einmal so ausdrücken darf, der Wirklichkeit näher und höher an irgend einer Erfüllung, oder vielleicht auch diente er und sein Leben wieder einem andern, einem Geist, einem Wesen, einem Etwas, von dem ich nichts wußte. Es könnte also bei der völligen Fragwürdigkeit meiner und aller menschlichen Wertsetzungen und Beurteilungen sehr wohl sein, daß ich ihm diente und daß durch eine noch so kleine Wandlung in ihm selber etwas in der Welt geändert wurde, das für Gottes Pläne sehr entscheidend war, und das eben nur durch diese ganz besondere und einzigartige Konstellation der Dinge der Welt, die unser Zusammentreffen in dem kleinen Weinlokal des norddeutschen Städtchens war, erreicht und bewirkt werden konnte. Wenn dem so wäre, nun, so wäre es gleichgültig, ob meine Seele, wenn es so etwas gab, nach meinem Tode lebte oder nicht, ob irgend etwas von dem, was ich mit unverschämter Selbstbetonung mein Ich nannte, jemals in der Zeit übrig bliebe oder nicht. Denn mein ganzes bisheriges Leben war konzentriert in dem, was ich jetzt war, wie ich jetzt aussah und mich jetzt bewegte. Und also war es mein ganzes Leben mit allen Kleinigkeiten, Irrtümern, Sinnlosigkeiten, Stufungen und Erfüllungen, das jenem Unbekannten begegnete und tatsächlich in ihm und durch ihn weiterlebte, ob er darum wußte oder nicht.

Obgleich ich mir, wie gesagt, darüber klar war, daß all dies nur Gedankenspiel und eine bloße phantastisch zu nennende Möglichkeit war, aber doch immerhin eine Möglichkeit, konnte ich in meinen einsamen Stunden, nach der Arbeit des Tages, im Rauch und trübem Licht, den Geschmack des süßen und kräftigen Muskatellers auf der Zunge, von Tango, Walzer und Jazzklängen umdudelt und umrauscht, diese Gedanken nicht loswerden und spann sie Abend für Abend, fast gegen meinen Willen, weiter. Meist saß mir dann der unbekannte dunkle Hüne drüben gegenüber. Er trank wie ich langsam und in kleinen Zügen, rauchte wie ich langsam und offenbar wie ich eine schwere Brasil, die kurz, dick und dunkel aussah und eine lange, stehende weiße Asche gab, und er starrte wie ich vor sich hin in den Qualm, ohne sich um irgend etwas zu kümmern. Nur darin, so schien es mir wenigstens, unterschied er sich von mir in seinem Gehabe, daß er mich keiner besonderen Beachtung würdigte, so wenig wie die wechselnden andern Gäste. Gewiß ahnte er nicht, wie sehr ich von ihm Besitz genommen hatte und wie sehr er meine Gedanken beschäftigte.

Gerade als ich nun aber mit meinen Gedanken so weit war, wie ich es geschildert habe, und in dem Unbekannten den zu mir gehörigen Teil meines oder den zu ihm gehörigen Teil seines Lebens erfühlt zu haben glaubte, gerade da trat in seinem Erscheinen eine Pause ein, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Ein- oder zweimal war er nicht da-

gewesen, und dann fehlte er. Zuerst dachte ich, er fehle nur ein oder zwei Tage, was schon vorgekommen war, aber als er auch am dritten und vierten Tag fehlte, wurde ich unruhig. Denn sein Ausbleiben konnte einen Sinn bekommen und über das Schicksal entscheiden. Käme er nicht wieder, so wäre meine oder seine Aufgabe der Begegnung im Weltsinn erfüllt, und es könne dann einer abtreten, dachte ich, er oder ich. Und als er daher am fünften Tag sich wieder nicht einstellte, fragte ich den Wirt, als der mir das zweite Viertel brachte, ob der Herr, der gewöhnlich drüben in der Ecke gesessen habe, nicht mehr komme.

Der Wirt sagte, das wisse er auch nicht, aber er habe gehört, er sei krank. Und ohne daß ich fragte, fügte er hinzu, das sei ein armer, unglücklicher Mensch, obwohl er ein großes Vermögen besitze und ein großes und schönes Haus am See bewohne. Aber sein ganzer Reichtum nütze ihm nichts. Übrigens habe er, als ich neulich nicht dagewesen, auch nach mir gefragt.

Auf diese Andeutungen wurde ich begierig, mehr zu erfahren, und fragte, warum er unglücklich sei. Der Wirt erzählte, ein Kind sei ihm gestorben, und jetzt, vor einigen Wochen, sei ihm seine Frau davongelaufen. Er erzählte es ohne nähere Umstände, ohne Erklärungen, wie man harte, einfache Tatsachen berichtet; er erläuterte es nicht und gab keine Gründe an.

Ich fragte nicht weiter. Mir war seltsam zu Mute. Also dies war mein Gegenüber. Sein Kind gestorben. Seine Frau davongelaufen. So redeten der Wirt und die kleine Stadt von ihm. Und er saß in seinem großen Haus am See. Dies war ein Schicksal. O gewiß, es gab viele, viele und schwere Schicksale. Was wußte ich, ob er es verdient hatte? Ob er schuld war, wie die Menschen sagen? Es war gut, daß der Wirt davon schwieg. Es ging mich nichts an. Dort gegenüber hatte er so viele Abende gesessen und dieses Schicksal in den Qualm einer Brasil gehüllt und in den Nebel des Muskatellers und den Lärm des Radios. Hatte er für mich dies gelitten und gesündigt, würdig oder unwürdig ertragen, verschuldet oder nicht? Damit ich ihm begegnete? Damit ich mich wandelte? Oder? Oder war ich hier, um ihn zu beeinflussen durch mein Dasein? Vielleicht um ihm zu helfen? Ich muß gestehen, mich faßte eine tiefe Bewegung. Die Gedanken der letzten Zeit, die ich mir über ihn gemacht, bekamen auf einmal ein Gewicht. Es war kein Zweifel, ich war es, der ihm diente. Es war ein Sinn in dieser Begegnung, denn es war ein Schicksal, dem ich nahe gewesen war.

An den folgenden Abenden versäumte ich den Besuch der Kneipe nicht. Aber vergeblich, wie mir schien, saß ich in meiner Ecke. Es waren mancherlei Menschen da, und ihr Geflüster erfüllte den Raum; auch dichter Rauch umwölkte mich, und die Tangos sangen wiegende, sehnsüchtige Weisen, die irgendwo in Berlin oder München oder Kopenhagen oder London von Männern mit Geigen und Saxophonen und Schlagzeug gespielt wurden. Mit all diesen Menschen stand ich also in Verbindung, aber der eine kam nicht. Sein Platz blieb leer. Manchmal war mir, als müßte ich ihn im Dunkel seiner Ecke sehen, seinen hünenhaften Körper, seine riesigen Hände, die das Glas packten wie eine Keule. Meine Phantasie sah ihn, aber meine Augen suchen ihn vergeblich. Er kam nicht mehr. Ich fragte auch den Wirt nicht mehr. Ja, ich erwartete ihn nicht mehr, ich glaubte ernsthaft nicht mehr, daß er wiederkam.

Aber da eines Abends geschah etwas, das mein Herz berührte wie der Flügelschlag eines Ewigen. Wie immer saß ich in meiner düstern Ecke, und wie immer dudelten die Tangos. Töne sprangen, wuchsen und schmolzen zusammenhanglos. Es war, soviel ich sehen konnte, nur noch ein Paar da, das weder von mir, noch sonst von irgend etwas Notiz nahm. Und es brütete eine dämmernde Einsamkeit um mich, schwer und undurchdringlich. Es war ein kühler, nebliger Abend draußen. Ich spürte das in mir selber, und ich starrte vor mich hin durch die Rauchwolken meiner Brasil in die leere Ecke gegenüber. Aber plötzlich geschah etwas.

Neben dem leeren Platz war ein Fenster mit Butzenscheiben. Dieses Fenster mußte nur angelehnt gewesen sein, denn plötzlich öffnete es sich ein wenig durch einen Druck von außen, und herein kam etwas Schwarzes mit ungeschickten Bewegungen. Herein kam auf die Holzplatte jenes Tisches, wo sonst der fremde Gast gesessen hatte, ein großes, schwarzes, dickes Huhn mit wackelndem Kopf. Mit nickenden Schritten bewegte es sich einen Augenblick auf dem Tisch und blieb dann still und geduckt stehen. Man wird es vielleicht komisch finden, wenn ich es hier erzähle, man wird es nicht begreifen, daß ich es nicht lächerlich fand. Man muß sich erinnern, wie sehr ich gewohnt war, an dieser Stelle den fremden Mann zu sehen. Ich konnte nicht anders, als ihn da sehen. Und weil ich mich in diesen Tagen so viel mit ihm beschäftigt hatte, mußte mir der Gedanke kommen, er sei es, der in einer fremden Gestalt, nun als Tier zu mir kam, um mir etwas zu sagen, um mir etwas kund zu tun, was er als Mensch mir nicht kund tun konnte.

Wer will uns beweisen, daß dergleichen unmöglich ist? Wer will wissen, ob nicht die Seele oder was wir so nennen, die Fähigkeit hat, in armer Gestalt Wohnung zu nehmen, wenn es ein Äußerstes gilt? Da ich nicht das Vermögen habe, Gedanken eines Abwesenden zu lesen oder auch nur zu erraten oder zu erahnen, wie anders konnte sich der Unbekannte bemerkbar machen, wo doch sein Körper, wie ich wußte, schwer krank im Haus am See daniederlag? Hatte der Wirt mir nicht erzählt, daß er nach mir gefragt hatte? Also, so schloß ich, hatte er sich auch mit mir beschäftigt. Aber all diese Logik war nicht entscheidend. Als ich das schwarze, ungeschickte Tier dort im Rauch auf dem Tisch sah, war in mir ein tiefes und unbezwingliches Gefühl. Wie soll ich es beschreiben? Ein leises Grauen, eine melancholische Freude, eine wehmütige Entrückung und zugleich die unbeweisbare Gewißheit, die aber ganz unerschütterlich war: Er ist es. Mein Herz schien stillstehen zu wollen, meine Hand zitterte. Vielleicht erwartete er von mir eine Hilfe in seiner Not? Vielleicht fühlte er in Fieber und entsetzlicher Verlassenheit sich mir, dem einsamen Gegenüber, seiner verzweifelten Stunden verbunden. Da drüben im Dunst des Abends saß er wieder in Gestalt eines dicken, schwarzen Huhns, äugte zu mir herüber mit den Augen des armen Tiers, unfähig zu sprechen, unfähig zu rufen. Oder war nicht diese Erscheinung allein schon ein Ruf oder ein Schrei einer verzweifelten Seele. Der Schrei traf mich und in ihm der Schrei aller leidenden, verzweifelten Kreatur, die wie ich in die Unbegreiflichkeit dieser Welt gebannt war, umstanden vom Geisterwald des Unfaßbaren. Ich griff nach meinem Glas, um auszutrinken, um den Wirt zu rufen, um aufzustehen, um das Haus am See zu suchen. Ich komme, ich komme, rief es in mir. Aber meine Bewegung zum Glas mußte das Tier aufgeschreckt haben; es fuhr auf, und mit einem leisen Ton des Schreckens flatterte es ratlos vom Tisch und lief hin und her der Tür zu ins Dunkel, wo es verschwand. Ich hörte es entsetzt gackern und kullern; offenbar hatte der Wirt im Vorraum es entdeckt, gefangen und in seinen Stall gebracht.

Als ich gleich darauf an der Theke bezahlte, fragte ich den Wirt nur so nebenhin, ob der Herr, der mir gegenübergesessen, wohl noch immer krank sei? Der Wirt, indem er mir herausgab und das Geld auf den Gummiteller hinzählte, sagte: „Er ist heute gestorben."

Ich strich das Geld ein; ich sagte: „So?"

Ich ging hinaus durch die nebligen Straßen. Es war kalt, wenigstens schien es mir so. Ich dachte und dachte, indem ich durch die nächtliche Stadt lief. Aber was nützt alles Denken? Denken ist nur eine nebensächliche Oberflächenerscheinung. Es war ein Zustand in mir, den ich unmöglich beschreiben kann. Ich war eine fallende Schneeflocke, die der Wind durch die Welt wehte. Hatte ich noch ein Recht auf mich selber? Hatte mich dieser fremde Hüne, mit dem ich nichts zu tun hatte, mahnen wollen? Oder hatte er mich aus einer tiefen Sehnsucht nach dem letzten stummen Gefährten seines Lebens noch einmal gesucht? Ich wußte es nicht. Ich wußte nur dies, daß ich ein Nichts war und doch aufrecht gehen mußte, immerzu, wie es mir befohlen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.